

SABINE RIEDEL

Ein PAKT  
AUS ASCHE  
UND BLUT



HISTORISCHER MYSTERY-THRILLER  
AUS RATINGEN

# INHALT

KAPITEL 1	RATINGEN, GEGENWART .....	9
KAPITEL 2	RATINGEN, UM 1460 .....	18
KAPITEL 3	RATINGEN, GEGENWART .....	27
KAPITEL 4	LÜBECKER BUCHT, GEGENWART.....	41
KAPITEL 5	RATINGEN, UM 1460 .....	49
KAPITEL 6	RATINGEN, GEGENWART .....	59
KAPITEL 7	LÜBECKER BUCHT, GEGENWART.....	65
KAPITEL 8	RATINGEN, UM 1460 .....	77
KAPITEL 9	RATINGEN, GEGENWART .....	88
KAPITEL 10	RATINGEN, GEGENWART .....	94
KAPITEL 11	RATINGEN, UM 1460.....	108
KAPITEL 12	RATINGEN, GEGENWART .....	114
KAPITEL 13	RATINGEN, UM 1460.....	120
KAPITEL 14	LÜBECKER BUCHT, GEGENWART .....	133
KAPITEL 15	RATINGEN, UM 1460.....	147
KAPITEL 16	RATINGEN, UM 1460.....	155
KAPITEL 17	RATINGEN, GEGENWART .....	165
KAPITEL 18	RATINGEN, UM 1460.....	176
KAPITEL 19	LÜBECKER BUCHT, GEGENWART .....	187
KAPITEL 20	RATINGEN, UM 1460.....	198
KAPITEL 21	RATINGEN, GEGENWART .....	206
KAPITEL 22	RATINGEN, UM 1460.....	227
KAPITEL 23	RATINGEN, UM 1460.....	236
KAPITEL 24	LÜBECKER BUCHT, GEGENWART .....	242
KAPITEL 25	RATINGEN, UM 1460.....	249
KAPITEL 26	RATINGEN, UM 1460.....	260
KAPITEL 27	RATINGEN, GEGENWART .....	268
KAPITEL 28	RATINGEN, GEGENWART .....	271
KAPITEL 29	RATINGEN, UM 1460.....	281

KAPITEL 30 RATINGEN, GEGENWART .....	288
KAPITEL 31 RATINGEN, UM 1460.....	306
KAPITEL 32 RATINGEN, UM 1460.....	316
KAPITEL 33 RATINGEN, UM 1460.....	324
KAPITEL 34 RATINGEN, GEGENWART .....	328
KAPITEL 35 RATINGEN, UM 1460.....	338
KAPITEL 36 RATINGEN, GEGENWART .....	351
KAPITEL 37 RATINGEN, GEGENWART .....	356
KAPITEL 38 RATINGEN, GEGENWART .....	369
KAPITEL 39 RATINGEN, UM 1460.....	382
KAPITEL 40 RATINGEN, GEGENWART .....	391
KAPITEL 41 RATINGEN, UM 1460.....	406
KAPITEL 42 RATINGEN, GEGENWART .....	415
KAPITEL 43 RATINGEN, UM 1460.....	430
KAPITEL 44 RATINGEN, GEGENWART .....	436
KAPITEL 45 RATINGEN, GEGENWART .....	440
KAPITEL 46 RATINGEN, UM 1460.....	452
KAPITEL 47 LÜBECKER BUCHT, GEGENWART.....	458
KAPITEL 48 RATINGEN, UM 1460.....	469
KAPITEL 49 LÜBECKER BUCHT, GEGENWART.....	479
KAPITEL 50 RATINGEN, UM 1460.....	492
KAPITEL 51 LÜBECKER BUCHT, GEGENWART.....	499
KAPITEL 52 LÜBECKER BUCHT, GEGENWART.....	510
KAPITEL 53 RATINGEN, UM 1460.....	516
KAPITEL 54 LÜBECKER BUCHT GEGENWART .....	524
DANK UND HINTERGRUND .....	530
QUELLENANGABEN.....	532
ÜBER DIE AUTORIN .....	533



## NEBEL

Ein Nebel hat die Welt so weich zerstört.  
Blutlose Bäume lösen sich in Rauch.  
Und Schatten schweben, wo man Schreie hört.  
Brennende Biester schwinden hin wie Hauch.

Gefangne Fliegen sind die Gaslaternen.  
Und jede flackert, dass sie noch entrinne.  
Doch seitlich lauert glimmend hoch in Fernen  
Der giftge Mond, die fette Nebelspinne.

Wir aber, die, verrucht, zum Tode taugen,  
Zerschreiten knirschend diese wüste Pracht.  
Und stechen stumm die weißen Elendsaugen  
Wie Spieße in die aufgeschwollne Nacht.

*ALFRED LICHTENSTEIN, 1913*





#### Content Notes:

Dieser historische Mystery-Thriller beinhaltet genrespezifische Themen wie Blut, Gewalt und Tod. Triggern könnten darüber hinaus die Themen „Schwangerschaft“ und „Tod von Tieren“.

# KAPITEL 1

## RATINGEN, GEGENWART

**D**er Rauch wogte in den abendlichen Himmel empor – ein gewaltiges, in Bewegung geratenes Gebirge, dessen Gipfel mit dem Jenseits verschmolzen. Das Feuer darunter leckte hungrig an Büschen und Bäumen. Die Flammen breiteten sich schnell und gnadenlos auf dem Waldboden aus. Trotz der tobenden Gier des Waldbrands blieb die rauchschwangere Luft seltsam still. Das leise Knistern und Knirschen der Flammen kam Mark unwirklich und fern vor, wie in einem Traum.

*Das ist doch verrückt, dachte er. Die Hitze macht mich ganz benommen.*

»Verflucht, Mark, hilf mir!«, schrie jemand, und die traumartige Welt verschloss sich vor ihm, als wäre eine Tür zugeknallt worden.

Sofort spürte er die flimmernde Hitze um sich herum und das Gewicht des Feuerwehrschauchs in seinen Händen. Des ungeöffneten Feuerwehrschauchs, in dem sich der Druck des gestauten Wassers immer mehr aufbaute, das seinen Todfeind ertränken wollte.

Schnell trat er neben Saalbach, dessen Stimme ihn von der Sauerstoffmaske verzerrt in die Wirklichkeit zurückgeholt hatte. Längst spritzte dessen Wasserstrahl in die Feuerwand vor ihnen, und endlich öffnete auch Mark das Ventil seines Schlauchs, den er unter dem Druck kaum noch hatte bändigen können. Wasser schoss heraus, und das Meer aus Flammen bäumte sich auf und zischte wie vor Schmerz. Unter der Wucht des Wasserdrucks taumelte Mark zurück.

»Mark!«, herrschte Saalbach ihn an. »Verdammt, was ist denn heute mit dir los?«

Mark atmete durch seine Maske einmal tief ein und aus und richte- te seine ganze Aufmerksamkeit auf die zu bekämpfende Gefahr vor sich. Mit ruhiger Hand korrigierte er die Richtung seines Wasser- strahls und trat wieder einen Schritt nach vorn, zurück an Saalbachs Seite.

Unter der Schutzkleidung mit Atemmaske und Helm lief der Schweiß in Strömen an ihm herunter.

In der Ferne hörte er die Sirenen weiterer Löschfahrzeuge heran- sen. Frauen und Männer rückten zur Verstärkung an. Aber nicht alle kämpften wie Mark und Saalbach mit Wasserschläuchen, die sich auf dem Waldboden zu den leuchtend roten Autos hinschlängelten. Viele von ihnen hielten auch Spaten in den Händen, um die Flam- men mit Walderde zu ersticken.

Marks Herz klopfte vor Aufregung. Er liebte seinen Tanz mit den Flammen. Das Feuer faszinierte ihn und zog ihn förmlich an wie das Licht die Motte. Es besaß eine unvorstellbare Macht. Indem er die Flammen lenkte, dirigierte oder löschte, bewies er, dass er darüber triumphierte. Er musste kein Held sein, kein Retter. Er wollte sich mit der Kraft des Feuers messen und als Sieger aus diesem Kampf hervorgehen.

Trotz aller Bemühungen breitete sich der Brand unerbittlich wei- ter aus und drängte die Feuerwehrleute zurück.

»Verdammtes Teufelszeug«, schrie Saalbach.

Mark starrte fasziniert auf die zuckenden, sich windenden Flam- men, die sich durch das Gehölz fraßen wie lebende Tiere. Ein bren- nender Ast neigte sich bedrohlich herab. »Pass auf, Ralph!«

Sofort sprang Saalbach zur Seite und entging der Gefahr knapp. Mark bewunderte sein Geschick und die Behändigkeit, die er trotz

seines fortgeschrittenen Alters besaß. Er selbst kam sich heute schwerfällig und unbeholfen vor, so als würde er sich zeitverzögert bewegen.

Immer wieder regneten feuerüberwucherte Zweige auf sie nieder, sodass sie noch weiter zurückweichen mussten.

»Nicht mehr viel zu machen!« Saalbach lenkte seinen Wasserstrahl auf ein brennendes Gebüsch, um das Übergreifen auf eine Fichte zu verhindern.

Mark blinzelte, als ihm der Schweiß in die Augen rann. Er hätte ihn sich gern von der Stirn gewischt, aber das Visier hielt ihn davon ab. In der flimmernden Luft sah es so aus, als würde sein Wasserstrahl das Feuer gar nicht erreichen, sondern schon davor verdampfen.

Er hörte ein Knarzen über sich, als erneut ein Ast brach, und wichen aus. Funken stoben nach allen Seiten auf, als das Holz in das rote Meer eintauchte. Mark unterbrach seinen Tanz mit dem Feuer für ein paar Herzschläge, um mit zusammengekniffenen Augen die Farbe zu betrachten, die dabei entstand. Ein unnatürliches Rot.

Ein Ruck ging unmerklich durch seine Glieder, als er sich erneut zur Ordnung rufen musste. Feuer, ganz normales Feuer in den üblichen Farben Weiß-Gelb bis Orange, durchsetzt mit grau-schwarzen Rauchfäden. Aber flackerte es an manchen Stellen nicht wie geronnenes Blut?

Ein sanftes Grollen erklang von ferne, das sich langsam zu dem vertrauten Geräusch eines heranbrausenden Hubschraubers steigerte. Schnell fegte er tief über dem Wald an ihnen vorbei, genau über den Brandherd hinweg, um dort sein Löschmittel zu versprühen.

Mark atmete auf. Er kämpfte zum ersten Mal gegen einen Waldbrand, was zum einen daran lag, dass die in seiner Region selten vorkamen, und zum anderen daran, dass er seinen Beruf erst seit wenigen Jahren ausübte. Nicht wie Saalbach, der wohl schon jeder Art von Feuer gegenübergestanden hatte.

»Mark, verdammt noch mal!«

Saalbach versetzte ihm einen Schlag auf den Rücken. Nicht besonders fest, aber hart genug, um Mark schmerzlich bewusst zu machen, dass er gedanklich schon wieder weggedriftet war. Schnell warf er Saalbach einen entschuldigenden Blick zu und wollte sein Augenmerk wieder auf den Waldbrand richten, doch der ältere Mann packte ihn am Arm. »Das ist kein Spielplatz hier! Abrücken! Verdammt, hast du Richartz' Anweisungen nicht gehört? Wir können hier nichts mehr ausrichten.«

Richartz' Anweisungen? Mark blickte sich um. Tatsächlich zog sich sein Team bereits zurück, und jetzt erst merkte er, dass der Wasserschlauch längst schlaff in seinen Händen lag. Er schloss das Ventil und folgte Saalbach mit schnellen Schritten.

Beschämt erkannte er, dass Saalbach ihn nicht mehr aus den Augen ließ. Kaum befanden sie sich in sicherem Abstand zum Feuer, riss Saalbach sich seine Atemmaske herunter und entblößte sein zerfurchtes Gesicht. »Bist du nicht ganz dicht, du dummer Bengel? Wir sind hier nicht im Phantasialand, das da draußen ist bitterer Ernst!«

Mark presste die Lippen aufeinander. Die Hitze in seinen Wangen kam nicht von dem Feuer hinter ihm. Bengel? Auch wenn Saalbach zwanzig Jahre älter war, hatte er nicht das Recht, ihn so zu nennen. Andererseits hätte Mark sich und das ganze Team durch seine Unachtsamkeit leicht in Gefahr bringen können.

Mark starrte ihn an. »Du weißt, dass ich meinen Job gut mache, verdammt!«

Saalbach schüttelte den Kopf und nickte gleich darauf wieder. »Ja, Mark, an sich bist du einer der fähigsten Leute des Teams.« Energetisch schüttelte er nun doch wieder den Kopf. »Aber heute bist du unkonzentriert und so tollpatschig wie ein blutiger Anfänger.« Er deutete in die Richtung des brennenden Waldes. »Das ist seit Jahren

der größte Brand überhaupt. Ich lasse nicht zu, dass du dich durch deine Unachtsamkeit in Gefahr bringst.«

*Immerhin habe ich dich eben vor einem brennenden Ast gerettet,* dachte Mark bitter, behielt diesen Kommentar jedoch für sich.

Ralph Saalbach beäugte ihn kritisch, seufzte und ging ohne ein weiteres Wort davon. Aber Mark wusste auch so genau, dass er jetzt zu Richartz ging, um ihm brandheiß zu berichten, dass Mark Vander Mist gebaut hatte und dass sie ihn besser nach Hause schicken sollten. Und natürlich würde Richartz auf Ralph hören, wie er es immer tat.

»Scheiße«, fluchte Mark, nahm endlich die Maske vom Gesicht und machte sich daran, die Schläuche einzurollen.

Auch die anderen Feuerwehrmänner und Helfer packten schnell alles ein, wohl um von einem anderen Punkt aus zu versuchen, das Feuer aufzuhalten. Mark drehte sein Gesicht zum Wind. Norden, überlegte er. Ja, der Wind hatte gedreht, jetzt mussten sie schnell abrücken und ein Übergreifen auf die Stadt verhindern.

Er seufzte und sog den würzigen Brandgeruch in seine Lungen, der jetzt – dank des Windes – angenehm nach einem kleinen Lagerfeuer duftete. Dann entdeckte er die Gestalt. Nur ganz kurz und undeutlich, ein huschender Schatten inmitten der Flammen.

*Inmitten der Flammen? Lächerlich!* Plötzlich packte ihn eine innere Wut auf sich selbst. *Reiß dich zusammen, du siehst Gespenster.*

Ein Schrei ertönte spitz und qualvoll.

Mark kniff die Augen zusammen. Ein weiterer Schrei bestätigte ihm, dass er sich doch nicht geirrt hatte. Mark fackelte nicht lange, griff nach seiner Atemmaske und nach einem Spaten, der nicht weit entfernt auf dem Boden lag. »Person im Feuer!«, brüllte er den anderen zu, die davon noch nichts bemerkt zu haben schienen. Er rannte los.

Überraschte und erschrockene Blicke folgten ihm, aber er achtete nicht darauf. Vielleicht hatte sich ein Schaulustiger zu nah herangewagt und war eingeschlossen worden, oder jemand aus seinem Team?

Gerade als er durch das brennende Dickicht brach, indem er sich den Weg mit seinem Spaten freischlug, erklang ein neuerlicher Schrei. Diesmal von Ralph, der seinen Namen rief, doch Mark hatte keine Zeit, auf ihn und Verstärkung zu warten.

Die Hitze hüllte ihn ein wie ein flammender Mantel. Mark blendete alles aus, sogar die heiße Luft, die in seinen Lungen schmerzte. Er konzentrierte sich auf die Gestalt, als wären sie in einem Tunnel, in dem es nur den Weg nach vorn gab, und spürte weiter. Äste und Zweige stürzten als Feuerregen um ihn herum zu Boden, doch er wischte ihnen geschickt aus. Er hatte die Frau fast erreicht. Ein kurzer Eindruck von langem Haar, über das kleine Flammen züngelten, und einem Gesicht, das zu einer solchen Maske aus Panik und Schmerz verzerrt war, dass ihm ein Schauer über den verschwitzten Rücken lief.

»Halten Sie durch! Ich bin gleich da!«, schrie er mit durch die Atemmaske dunkler und verzerrter Stimme.

Feuerzungen leckten an seinen schweren Stiefeln, doch vorerst befanden sie sich beide in einer kleinen Zone, die noch nicht vollständig von den Flammen verschlungen wurde. Eine Lichtung im Feuerwald, aber von schwarzem Rauch durchzogen.

Die Frau kauerte unter einer alten, knorriegen Esche. Der Baum hätte ein wahres Festmahl für das Feuer sein müssen, stand aber so unangetastet dort wie eine rettende Insel im Sturm. Die Frau wimmerte.

»Ich bringe Sie hier raus!«, rief er ihr zu und fragte sich plötzlich, wie. Mit seinem erbärmlichen Spaten? Hinter ihm schloss sich das Feuer zu einer undurchdringlichen Wand. Keine Spur mehr von dem Weg, durch den er hergekommen war. Sein Atem ging schwer, und er

schmeckte den würzigen Geschmack des Feuers, den selbst die Filter der Atemschutzmaske nicht abzuhalten vermochten.

Plötzlich drangen lärmende Stimmen durch das Knacken, Prasseln, Zischen und Knistern des Feuers zu ihm durch. Sein Team rief nach ihm. Verstärkung war unterwegs!

Doch als sein Blick auf die Frau fiel, erstarre er. Sie lag nun stumm und mit geschlossenen Augen da.

Mit ein paar Schritten erreichte er die nun reglose Gestalt. *Großer Gott, lass sie nicht tot sein*, dachte er und wiederholte diesen Gedanken immer wieder. Er warf den Spaten auf den Boden und schüttelte die Frau leicht, aber energisch an der Schulter. Er blickte sich noch einmal in alle Richtungen um, doch das Feuer hielt Abstand, als würde es warten. Oder lauern. Und es verharrte in einem perfekten Kreis um den Baum, die Frau und ihn selbst herum.

Wieder kniff er die Augen zusammen, wollte genauer hinsehen, aber da stöhnte die Frau und drehte sich auf die Seite. Ihre Brust hob und senkte sich, sie hatte ihn endlich bemerkt. Langsam hob sie den Kopf.

Ihre angesengten Haare kräuselten sich, und ihr rußverschmiertes Gesicht glänzte blutig vor nässenden Brandblasen, die kaum einen Zentimeter Haut unversehrt ließen.

Scharf sog er die gefilterte Luft in seine Lungen, und statt Mitleid empfand er Ekel, der ihm die Kehle zuschnürte. Sofort schämte er sich dafür.

Er packte die Frau am Ellbogen und zog sie hoch. »Ich bringe Sie in Sicherheit!« Gequält brachte er die Worte heraus.

Das Feuer spiegelte sich in ihren geweiteten Pupillen und gab ihrem entstellten Gesicht einen dämonischen Ausdruck. Sie nickte, und Mark bewunderte sie dafür, dass sie trotz ihrer Verbrennungen und Angst so ruhig blieb. Als er jedoch den Spaten aufhob und sie

ein Stück vom Baum fortzog, schrie sie panisch auf und wand sich aus seinem Griff.

Die Panik verzerrte ihre Züge noch weiter, und ein dazu widersprüchliches Grinsen nahm ihrem Gesicht alles Menschliche. Blitzschnell packte sie seine Atemmaske, riss sie ihm vom Gesicht und schleuderte sie fort.

*Ein Feuerdämon.* Der Gedanke durchbohrte seinen Geist wie ein Wasserstrahl die Flammen.

Sie wich vor ihm zurück.

»Bleiben Sie ruhig!«, stieß er hervor und atmete die rauchschwangere Luft ein, was ihm sofort einen fürchterlichen Hustenanfall bescherte. Mit zitternden Händen riss er einen Arm vor Mund und Nase, was seinen Hustenkrampf aber kaum linderte. Wie hielt die Frau das nur aus?

Energisch trat er auf sie zu und langte nach ihrem Arm. Sie kreischte schrill und schlug mit zu Krallen verformten Händen nach ihm. Er wehrte sie mühelos ab, aber ihm drang noch mehr des giftigen Feueratems in Nase und Mund und stach ihm in den tränenden Augen. So sah er den nächsten Schlag nicht kommen, mit dem sie ihm vier blutige Striemen durch sein ungeschütztes Gesicht zog. Abwehrend hob er die Hände, versuchte krampfhaft, durch den Tränenschleier etwas zu erkennen.

Er hustete erstickt. »Bleiben Sie ruhig.«

Das Feuer schloss sie ein und bildete hohe und heiße Mauern, die aber nicht näher kamen. Doch der Rauch würde sie ersticken und die Arbeit der Flammen erledigen.

»Mark«, rief eine Stimme aus der Ferne.

Die Frau lachte schrill. Um ihn herum wurde alles schwarz. Sie packte ihn und stieß ihn gegen den Baumstamm. »Du bleibst hier! Wir bleiben alle hier!«, zischte sie und lachte.

Mit aller Kraft, die er noch aufbringen konnte, schlug er in die Richtung, aus der er das diabolische Lachen hörte. Er traf nur die heiße Luft, die kaum weniger brannte als das Feuer selbst. Er stürzte zu Boden. Reflexartig griff er sich an die Kehle und atmete keuchend den Rauch ein, in der Hoffnung, noch etwas Sauerstoff darin zu finden.

Endlos zogen sich die Sekunden hin, in denen er nur noch das Knistern des Feuers wahrnahm, bis er bewusstlos wurde. Als endlich das Wasser auf die Feuerwand hinter ihm prallte, verschmolz das Wehklagen der Frau mit dem Zischen der Flammen. Und noch eine andere Stimme meldete sich. Ein Flüstern in seinem Kopf. Männlich und fremd: *Ich bin frei!*

## KAPITEL 2

### RATINGEN, UM 1460

**S**ie rannte.

Äste und Gestrüpp peitschten ihr über Arme und Gesicht. Sie verfing sich, riss sich los und rannte weiter. Immer weiter in den Wald hinein. Ihr Gesicht fühlte sich feucht an. Tränen oder Blut, sie spürte keinen Unterschied. Es spielte auch keine Rolle.

Ihr Fuß verfing sich im Wurzelgeflecht eines Baums, als würden Dämonenhände nach ihr greifen. Sie fiel auf frostglitzerndes Moos und wartete auf den Schmerz. Sie spürte ihn nicht. Ihre innere Pein riss und zerrte so heftig an ihrer Seele, dass es jeden anderen Schmerz überdeckte. Als würde eine pochende Schwärze sie innerlich ausfüllen und sie nach und nach aufzehren, bis nichts mehr von ihr übrig blieb.

Helene blieb liegen und schmeckte Salz auf den Lippen. Schon kroch ihr die Kälte in die Glieder. Sie konnte warten, bis der Frost ihr flatterndes Herz mit seinem Hauch zum Stillstand brachte. Sterben wie ihre Mutter vor vielen Jahren oder wie ihr dem Suff verfallener Vater, der endlich vor einem Jahr von ihnen gegangen war. Sterben, wie ihre Schwester es in wenigen Tagen tun würde. Aber wollte sie sich tatsächlich so feige aus dem Leben stehlen und Anna in ihren letzten Stunden in ihrer Qual allein lassen? Helene setzte sich auf und lehnte sich gegen einen Baumstamm. Die kahlen Kronen der Waldbäume krallten sich wie Dornen in den grauen Himmel. Sie schlang die Arme um sich. Wie lange würde es dauern, bis ihre Glieder vor Kälte erstarren und nicht einmal mehr zittern konnten?

Die Frühlingswinde ließen schon seit einigen Tagen den letzten Schnee im Boden versickern, neckten und umspielten die Bäume, sodass diese ihre Knospen wie verschlafene Augen ausbildeten, die noch zu müde waren, um sich zu öffnen. Die Natur regte sich bei Tag zaghaf in einem schwindenden Wintertraum, aber in der Nacht siegte immer noch die lähmende Kälte.

Helene seufzte, und ihr Atem gefror und wehte als Nebelschwaden fort. Die eine starb durch Kälte, die andere durch Feuer.

Sie hatten Anna geholt. Einfach so. Eine Hexe solle sie sein, die einen Mann mit dem bösen Blick angesehen habe. Eine Ketzerin und Hure. Ihre Schwester Anna?

*Anna ist so viel gottesfürchtiger als ich, dachte sie. Sie ist die Redlichere, Verantwortungsbewusstere von uns beiden. Wie kann Gott sie nur so strafen? Wofür? An meiner Stelle?*

Wie Frostblumen kletterten die Erinnerungen an ihre Kindheit aus ihrem Inneren herauf und überdeckten die Wirklichkeit. Während Helene mit wehenden roten Locken im Wald verschwunden und den ganzen Tag durchs Unterholz gestrolcht war, hatte Anna von ihrem Vater das Lesen gelernt, das Wirtschaften und all die Tugenden der Kirche, für die Helene sich viel zu ungeduldig und zapplig gezeigt hatte. Lieber hatte sie sich von ihrer Mutter die Blumen und Pflanzen zeigen lassen und das, was ihnen innewohnte. Die verborgene Kraft in den Säften, die dem Mond entgegenstiegen. Trug Helene also die Schuld dafür auf den Schultern, dass Anna nun leiden musste? Aber die Heilkünste ihrer Mutter, das Wissen um Kräuter und deren Eigenschaften, hatten den Menschen im Dorf so oft geholfen. Ihre Mutter hatte die Leute geheilt, nicht deren Gebete. Das konnte doch keine Sünde sein.

Helene spürte die Feuchtigkeit des Bodens, die ihr in die Kleidung drang. *Nein. Sie schüttelte den Kopf. Arnulf trägt die Schuld! Er hat*

*Anna beim Richter angezeigt. Und warum? Weil Anna den schmierigen Eisenschmied abgewiesen hat!*

Ein Funke aus Zorn entzündete die Wolke aus Schmerz in ihrem Inneren und sprengte die wuchernden Frostblumen fort. Helene stand auf, zog die langen Leinenärmel ihres Untergewands glatt und streifte modriges Laub und Zweige vom braunen, wollenen Überkleid. Sie musste zum Richter Hammerstein gehen. Sie musste ihm alles erklären. Vielleicht würde er verstehen. Hammerstein galt als gerechter Richter im Herzogtum Jülich-Berg, und ihm oblag nun die Entscheidung darüber, was mit Anna passierte. Wenn er die Wahrheit erfuhr, dann musste er ihre Schwester freilassen, und der Rotmantel würde kein Hexenurteil vollstrecken. Oder doch? Helene musste erneut versuchen, sich Gehör bei ihm zu verschaffen. Die Männer hatten sie nicht zu Wort kommen lassen. Sie hatten Helene in den Dreck gestoßen und Anna mitgenommen. Hammerstein hatte vom Rücken seines Pferdes aus zugesehen, wie sie Anna anspuckten, aber noch war sein Urteil nicht gefallen.

*Was mache ich hier nur? Ich müsste bei Anna sein, beim Richter für sie sprechen. Stattdessen irre ich durch den Wald.*

Sie hätte gleich mitgehen sollen. Aber die strengen Blicke, die angewidert verzogenen Münder ... Sie hatte den Anblick der Schau-lustigen nicht ertragen können. Die Stille in ihrer ärmlichen Kate aber genauso wenig. Wie von selbst hatten ihre Füße sie in Richtung Wald getragen, waren schneller und schneller geworden, bis sie gerannt war und die Welt an ihr vorbeiflog. Weg, einfach nur weg. Die Bäume hatten sie stark und tröstlich empfangen wie eh und je, zumindest bei Tag. Aber jetzt musste sie zurück. Und morgen früh sofort zum Richter gehen.

Helene straffte sich innerlich und versuchte, sich zu orientieren. Die blasse Sonne, die sich heute nur selten zwischen den grauen Wol-

kenbergen gezeigt hatte, wurde bereits schwächer, und die Schatten im Wald wurden länger und tiefer.

Der Ratinger Forst bot ihr seit Kindertagen ein abenteuerliches Spielzimmer. Sie kannte ihn gut, aber sie war kopflos hineingestürmt und wusste jetzt nicht, wo sie sich befand, oder auch nur, wie lange sie gelaufen war. Sie suchte nach irgendeinem markanten Punkt. Zu ihrer Rechten stieg der Boden steil an, und zwischen Buchen und einer buschigen Stechpalme lag ein großer Findling. Helene zuckte zusammen und wischte zurück. Warum hatte sie ausgerechnet diese Richtung eingeschlagen? Ein Wink des Schicksals? Die weisende Hand Gottes, die ihr zeigen wollte, dass eigentlich sie einen Platz auf dem Scheiterhaufen verdiente und nicht ihre fromme Schwester?

Leise entfernte sie sich von dem Hügel, ohne ihm den Rücken zu kehren. Erst nach einigen tappenden Schritten drehte sie sich um und wollte laufen, verharrte aber jäh. Wenige Meter vor ihr entdeckte sie den Schatten eines Reiters zwischen den Tannen. Dunkel und reglos saß er da auf seinem Pferd, als hätte er auf Helene gewartet. Ihr erster Gedanke war, dass dies kein Mensch aus Fleisch und Blut sein könne. Nicht hier, an einem Ort des Teufels und mit einem der sieben Findlinge in ihrem Rücken. Heidnische Götter hätten die Felsbrocken in einem Kreis auf dem Stinkesberg abgelegt, hieß es. Vielleicht stand ihr der Geist eines der vielen Opfer gegenüber, die hier dargebracht worden waren?

Der Wind trieb Helene eine Gänsehaut auf die Arme. Ein trauriges Heulen lag zwischen dem Knacken und Ächzen der Bäume.

Aber gewiss besaß keiner der ruhelosen Geister ein Pferd. Luzifer selbst vielleicht? Oder doch ein Mensch?

*Dass ich mich am heidnischen Hügel aufhalte, macht mich verdächtig, dachte sie. Will die Gestalt auch mich holen, um mich in den Ketzerurm zu bringen?*

Zu Fuß zu fliehen, wäre sinnlos gewesen. Mit der Schnelligkeit eines Pferdes konnte sie es nicht aufnehmen. Ihre Gedanken rasten. Eine Flucht wäre einem Schuldeingeständnis gleichgekommen, also zwang sie sich, Schritt für Schritt weiterzugehen, und betete, die Gestalt möge keine dunklen Absichten hegen.

Der Reiter bewegte sich noch immer nicht. Ihr Herz schlug schneller, angetrieben von Angst und Schuld. Ihre Mutter hatte Helene stets gewarnt, dass eine Heilerin und Hebamme sich auf einem schmalen Grat bewege.

Je näher sie dem Reiter kam, desto deutlicher nahmen seine Züge Konturen an. Ihr Atem geriet aus dem Takt. Marschall Johann! Herr der Wasserburg Haus zum Haus und Marschall des Herzogs von Berg. Helene blieb stehen und konnte ein Keuchen nicht unterdrücken. Der große Mann starrte auf sie herab, und sein Gesicht mit den scharf geschnittenen Zügen entbehrt jeglicher Emotion. Sein schwarzes Haar verschmolz mit den Schatten, und nur an den Schläfen schimmerten weißgraue Strähnen.

Sie knickste mit steifen, kalten Gliedern. Sollte sie weitergehen?

Das Pferd schnaubte, und der Marschall nickte ihr zu. »Du bist Helene, die Tochter der Hebamme Magdalena und des Kaufmanns Martin.« Seine Stimme hallte durch die Stille des Waldes wie der Knall einer Peitsche.

Helene senkte den Blick. Ihr war nicht entgangen, dass er ihre Mutter zuerst genannt hatte. »Ja, mein Herr.«

»Hammerstein hat deine Schwester geholt, nicht wahr?«

Ein winziger Hoffnungsschimmer keimte in ihr. Richter Hammerstein würde gewiss auf das Urteil des Burgherrn hören! »Ich bitte Euch, mein Herr! Sie ist keine Hexe, das ist eine schreckliche Lüge!«

Sie hob vorsichtig den Kopf und sah seinen muskulösen Oberschenkel in einem makellos sauberen roten Beinling vor sich, der

in einem hohen Stiefel aus weichem, dunkelbraunem Leder verschwand. Den prächtigen grünen Wappenrock des Marschalls zierte eine goldene Stickerei auf der Brust, aber Helene konnte sie nicht gut erkennen, da sein farblich passender Mantel sie halb verdeckte.

Der vornehme Mann machte keine Anstalten, von seinem Pferd zu steigen, um sich mit Helene auf Augenhöhe zu begeben. Er genoss sichtlich seine Überlegenheit, und Helene wünschte, sie wäre nicht so furchtbar machtlos.

»Ist es eine Lüge?« Das Pferd wollte den Kopf senken, um etwas Grünzeug unter dem Laub am Waldboden zu suchen, doch der Marschall riss am Zügel, und der Kopf des Tiers ruckte nach oben. »Du und deine Schwester lebt allein in eurer Hütte, direkt am Wald. Ich kannte euren Vater. Er war ein Säufer und Raufbold, und eure Mutter wusste etwas zu viel über Kräuter und Heilkünste. Mehr, als für ein Weib gut ist.« Sein Mund verzog sich spöttisch. »Bist du am Ende vielleicht auch eine Hexe wie deine Schwester?«

Helene reckte das Kinn vor. »Nur weil wir etwas über die Heilkräfte der Pflanzen wissen, sind wir noch keine Hexen!«

»Freches Mundwerk.« Marschall Johann glitt nun doch aus dem Sattel, und Helene behielt die Reitpeitsche im Auge, die er mit sich führte, als er langsam auf sie zuging. »Wie mir zu Ohren kam, ist deine Schwester des Lesens mächtig?«

Sie widerstand dem Drang, zurückzuweichen, und stemmte die Füße fest in den weichen Waldboden. »Unser Vater hat es uns gelehrt. Er war ein angesehener Kaufmann, bevor ... Anna kann es besser als ich.«

Er nickte, streckte die freie Hand aus und nahm eine Strähne von Helenes rotem Haar zwischen Zeige- und Mittelfinger. »Ich weiß sehr wohl, was er einmal war. Besser als du.« Der Marschall rieb ihr Haar einen Moment lang gedankenverloren zwischen den Fingern.

Dann musterte er Helene, als suchte er etwas in ihrem Gesicht. »Ich wäre bereit, deiner Schwester zu helfen. Und mehr noch ...« Er beugte sich vor, sodass sein nach Wein und Fleisch riechender Atem über ihre Wangen strich. »Ich sorge für Sicherheit. Zwei Frauen allein am Waldrand, so nah am Siechenhaus. Macht dich das nicht nervös in der Nacht?«

Sie antwortete nicht. Mit angehaltenem Atem starrte sie auf einen Punkt zwischen seinen Augen, damit sie seinen Blick nicht ertragen musste. Sie ahnte, was nun kommen würde, und wappnete sich innerlich.

»Allerdings«, fuhr der Burgherr fort, »erwarte ich etwas dafür.«

»Und das wäre?« Sie dachte an Anna. Was immer der Marschall mit ihr machen würde, sie wusste, dass ihre Schwester gerade Schlimmeres erlitt. Sie wollte sich nicht ausmalen, was passieren würde, wenn sie sich dem Burgherrn verweigerte.

Er antwortete nicht, sondern zwirbelte erneut an Helenes Haarsträhne herum, und so wagte sie einen Blick in seine Augen. Sie waren von einem so dunklen Braun, dass sie fast schwarz wirkten und etwas Dämonisches an sich hatten. Sie fröstelte. Jetzt ließ er ihre Haare los und lachte. Laut und selbstgefällig. Er wandte sich ab und ergriff die Zügel seines Pferdes. »Was bildest du dir ein, du kleine Hure. Ich kann weit Besseres haben als so dreckige Weiber wie dich und deine Schwester!«

Als er sich auf sein Pferd schwang, atmete Helene erleichtert auf.

Marschall Johann schnaubte. »Nicht so voreilig, meine Liebe. Die Aufgabe, die ich euch beiden zugeschoben habe, wird weitreichendere Folgen haben als ein Moment der Lust.« Er trieb sein Pferd ein Stück an und zog dann grob an den Zügeln, damit es neben Helene zum Stehen kam. Er beugte sich zu ihr hinunter. »Du kennst den Stinkesberg und hast offenbar keine Furcht, hierherzukommen?«

Sie riss die Augen auf. Wollte er ihr eine Falle stellen, um sie doch noch in den Ketzerturm zu sperren? »Was meint Ihr damit?«

Er holte mit der Reitpeitsche aus und gab Helene einen Klaps auf den Arm. Sie unterdrückte einen Schrei und wollte zurückweichen, doch er ließ den Zügel los, packte sie am Haar und hielt sie fest. Sie roch das Leder der Peitsche, die er ihr unters Kinn hielt. Er hob ihren Kopf damit an und zwang sie, ihm ins Gesicht zu sehen. »Ich frage, und du antwortest.«

»Ich kenne den Ort und fürchte mich vor ihm.«

»Und doch bist du hier«, raunte er ihr zu. »Dann weißt du auch, welcher der Steine der Opferstein ist.« Ein Lächeln ließ seine harten Züge einen Moment lang weicher wirken, und doch schreckte sie davor zurück. Sie nickte unwillkürlich.

»Zu jedem Neumond wirst du dort eine Nachricht von mir finden. Gleich neben dem Opferstein werde ich sie für dich verstecken, hörst du?« Um seiner Frage Nachdruck zu verleihen, riss er an ihren Haaren, und sie beeilte sich zu nicken.

»Gut«, fuhr er fort. »Du hast Zeit bis zum nächsten Vollmond, um mir das, was auf dem Papier steht, zu besorgen und wieder genau an dieser Stelle in die Erde zu legen. Keine Sorge, bei euren Kenntnissen dürfte das nicht schwierig für euch Weiber sein.« Er ließ Helenes Haare los und trieb sein Pferd im Kreis um sie herum. Sie wagte es nicht, sich zu rühren. »Sollte das Verlangte nicht am Abend des nächsten Vollmonds am Opferstein sein, ehe der Glockenschlag zum Abendgebet verklungen ist, wird deine Schwester am Scheiterhaufen brennen, und du wirst in der ersten Reihe stehen und zusehen. Hexe oder nicht. Hast du das begriffen?«

Helene nickte wieder.

»Du wirst keine Fragen stellen, wirst niemandem das, was ich dir in Auftrag gebe, verraten, und du wirst dich niemals auf der Burg

blicken lassen, um mich persönlich aufzusuchen, hast du das auch verstanden?«

Sie wollte nicken, konnte sich aber nicht mehr bewegen. Ihre Muskeln gehorchten ihr nicht. »Ja, Herr«, presste sie heraus.

»Wenn du deine Arbeit gut machst, werde ich euch vielleicht euer altes Haus zurückgeben, innerhalb der Stadtmauer und in Sicherheit. Das Unglück, in das euer Vater euch stürzte, könnte rückgängig gemacht werden, wenn du mir treuer dienst, als er es tat.«

Sie wappnete sich für einen weiteren Peitschenhieb, während sie die Stimme er hob: »Ich tue alles, was es auch sei. Wann kann Anna nach Hause kommen?«

Er brachte sein Pferd vor Helene zum Stehen und richtete sich im Sattel auf. Sie starnte erneut auf seinen blank polierten Stiefel und den muskulösen Oberschenkel. Nun hob er eine Hand und deutete auf das kahle Dach aus knorri gen Ästen, die sich f lehend gen Himmel ausstreckten, als wollten sie das letzte Licht des Tages festhalten.

»Achte auf den Mond.« Er ließ die Peitsche knallen, sodass das Pferd erschrocken wieherte und auskeilte. Helene sprang zurück. Johann lachte und stieß seinem Ross die Hacken in die Flanken. Das Tier preschte davon, um bald mit seinem Herrn in den aufsteigenden Schatten des Waldes zu verschwinden.

Helene brach in ein heftiges Zittern aus, und die Beine gaben unter ihr nach. Sie sank auf den kalten Boden und ließ den Tränen freien Lauf, ohne zu wissen, ob sie Erleichterung, Freude oder Angst dabei empfand.

## KAPITEL 3

### RATINGEN, GEGENWART

Die alte Wohnungstür schwang leise quietschend auf. Der Flur dahinter war jetzt am Abend dunkel, aber das Licht aus dem Treppenhaus sorgte für ein graues Zwielicht.

Cat spürte Maeves weiches Fell um ihre Beine streichen, kaum dass sie den Fuß über die Schwelle setzte. Schnell, aber sanft schob sie ihre Katze in die Wohnung zurück und schloss die Tür hinter sich. Maeve miaute. Blaue Katzenaugen bildeten den einzigen schwachen Glanz in den Schatten, aber Cat machte keine Anstalten, den Lichtschalter zu betätigen. Sie hockte sich zu Maeve hinunter und streichelte der Siamkatze liebevoll über das Fell.

»Was für ein Tag, Maeve«, raunte sie ihr zu und lauschte dem inbrünstigen Schnurren, als das Tier sein Köpfchen an Cats Fingern rieb und sie mit seiner Nase anstupste.

Cat setzte sich auf den Teppich, zog Maeve auf ihren Schoß und streckte die Beine in dem kleinen Flur ihrer Zweizimmerwohnung lang aus. Langsam gewöhnten sich ihre Augen an die Lichtverhältnisse. Maeve rollte sich wohlig zusammen, während Cats Finger ihr cremeweißes Fell kraulten, das an Pfötchen, Schwanz, Ohren und in der Gesichtspartie so dunkelbraun schimmerte wie Zartbitterschokolade.

Cat schloss einen Moment lang die Augen und genoss die Stille der kühlen, dunklen Wohnung. Nach einem hektischen und anstrengenden Tag kam sie langsam zur Ruhe und spürte erst jetzt das unange-

nehme Pochen in ihren Füßen, die geschwollen und eingeqquetscht in ihren Schuhen steckten. Sie streifte die Ballerinas ab und verfluchte sich selbst, heute Morgen nicht ihre Stoffschuhe angezogen zu haben, denn dann hätte sie jetzt keine aufgescheuerten Fersen gehabt. Außerdem schwitzte sie. Sie zerrte den Rock ihres kimonoartig geschnittenen Kleides unter Maeve hervor, streifte sich den Stoff über den Kopf und warf das Kleidungsstück in eine Ecke, wo es an einem langen Stockschirm hängen blieb, der mit weiteren Schirmen in einer chinesischen Bodenvase steckte. Nur in Unterwäsche lehnte sie sich mit dem Rücken gegen das kühle Holz der Wohnungstür.

Die elfenbeinfarbenen und eierschalenweißen Bilder ihres Tages erschienen vor ihrem geistigen Auge. Eine klassische Hochzeit mit allem Brimbrium, bei der Cat zwischendurch ein Gähnen hatte unterdrücken müssen. Selbst die Tauben hatten in Cats Ohren genervt gegurrt, weil man sie für ein Klischee ausnutzte.

Schon die zehnte Hochzeit in diesem Jahr, für die man sie als Fotografin engagiert hatte. Die Posen und Abläufe glichen einander so stark, dass sie zu einem kitschtriefenden Sud verschmolzen, der Cats Image eine zuckersüße Note verlieh, die sie auf keinen Fall haben wollte. Sie sehnte sich nach anderen Aufträgen und hoffte, dass sie nicht ausschließlich in die Sparte der Spitzenschleier, lustigen Gästefotos und Brautsträuße rutschte. Aber Geld blieb Geld, und sie durfte nicht wählerisch sein. Leider.

*Sei nicht so undankbar, schalt sie sich. Weiterempfohlen zu werden, ist doch das beste Kompliment.*

Vielleicht lag ihr Erfolgsgeheimnis auch darin, dass sie stets auch das Ungewöhnliche, das Besondere mit ihrer Kamera einfing. Neben der üblichen und gewünschten Tagesdokumentation mit dem Anschneiden der Torte und dem Brauttanz spürte sie die pikante Schärfe in der cremig-süßen Masse auf: der lüsterne Blick des Trau-

zeugen in den Ausschnitt der Braut, das popelnde Kind vor der Hochzeitstorte. Aufnahmen, die sie mehr für sich selbst machte als für das Brautpaar. Aber unter den Augenblicken, die ihre Kamera dokumentierte, war auch einer mit dem Großvater des Bräutigams, der seinem Enkel liebevoll die Haare verstrubbelte, und einer mit der Brautmutter, die sich eine Träne aus den Augen wischte. Aufnahmen, die sie erfolgreich machten.

»Wenn ich jemals heirate, Maeve, dann wird mein Brautkleid rot, und die Tauben landen gebraten auf dem Buffet.« Maeve hob das Köpfchen. »Ich habe noch Hunger, was ist mit dir?«

Maeve musterte sie mit großen Augen, und Cat staunte wie schon so oft über die stolze und weise Schönheit, die sie ausstrahlten. Die Katze kletterte von ihrem Schoß und lief in die Küche, verschmolz geschmeidig mit der Dunkelheit.

Um aufzustehen, stützte Cat sich mit der Hand auf dem Boden ab und berührte dabei etwas Kaltes. Sie strich vorsichtig mit den Fingerspitzen darüber, und ein Lächeln huschte über ihre Züge. Sie hob das raue Papier auf und stemmte auch sich selbst in die Höhe, um in die Küche zu humpeln.

Sie schaltete das Licht an und verzog direkt das Gesicht. Der kleine Raum bot einen chaotischen Anblick. Auf dem schmalen Esstisch türmten sich Blocks, Stifte und Reiseführer über China neben den Frühstücksutensilien, die sie noch abräumen musste. Auf dem Herd standen alte Töpfe und Pfannen, und auch in der Spüle stapelte sich das dreckige Geschirr, weil die Spülmaschine kaputt war. Dafür gähnte ihr aus dem Kühlschrank Leere entgegen.

Cat warf die Kühlschranktür mit einem lauten Knall wieder zu und zog einen Post-it-Zettel aus dem Berg mit Schreibkram. *Einkaufen gehen*, schrieb sie darauf und pappte den Zettel an die Kühlschranktür. Auf einen zweiten schrieb sie *Aufräumen*, auf einen dritten *Abspülen*,

und auf einen vierten *Tod dem Chaos!* Alle Zettel klebte sie der Reihe nach neben den ersten.

Cat hob ihr Fitnessarmband – gleich halb eins –, dann schweiften ihre Blicke wieder über das Chaos. *Aber nicht heute*, beschloss sie und öffnete für Maeve eine Dose Katzenfutter. Dann nahm sie sich die letzten zwei Graubrotscheiben, trüffelte Olivenöl darauf und belegte sie mit schon leicht schrumpeligen Tomaten. Die kulinarische Abrundung schafften teures Tomatensalz und ein Glas kalter Reiswein.

Sie schlüpfte in einen kurzen Pyjama und setzte sich auf ihren winzigen Balkon, auf den gerade ein Stuhl neben das runde Mosaiktischchen passte.

Kauend musterte sie die in der Sommernacht träge daliegende Straße mit den hohen, alten Kastanienbäumen. Kaum Leute unterwegs. Wolken zogen auf, und die schwüle Luft roch nach Gewitter. Nach der Hitzewelle der letzten Tage war gegen etwas Regen nichts einzuwenden.

Cat atmete tief ein und erkannte den Duft von Jasmin, der von der Etage unter ihr heraufzog. Die Blumenkästen ihrer Vermieterin mochte sie erheblich lieber als die spießbürgerliche Frau Gerling selbst.

Sie zog ihr Smartphone hervor und prüfte ihren Kontostand. Seufzend schaltete sie das Display schnell wieder aus, nahm noch einen Schluck Sake und entfaltete dann die Zeitungsblätter, die ihr Nachbar Robert ihr durch den Türschlitz geschoben hatte. Im Winter legte Cat ein langes Kissen vor die Tür, damit die Kälte aus dem Hausflur nicht durch den Spalt in ihre Wohnung zog. Sie strich die heutige Ausgabe der Tageszeitung glatt. Robert hatte ihr das Deckblatt des Lokalteils ordentlich in der Mitte gefaltet und einen gelben Klebezettel unter dem Titelfoto platziert, das eine Impression des

gestrigen Trödelmarktes in der Innenstadt zeigte. Ein in die Jahre gekommenes Monchichi-Püppchen trug einen selbst genähten, viel zu großen Mundschutz aus grau kariertem Stoff und saß neben einem gehäkelten Toilettenrollenbezug, in dem eine Barbiepuppe steckte. Die seriflose Überschrift lautete: *Zurück in die Normalität. Erster Trödelmarkt nach Corona.*

Cat studierte die körnige Auflösung des Bildes. Wenn sie ganz nah an das Papier heranging, konnte sie den feinen Pünktchendruck erkennen. Unter dem Bild verriet die Quellenangabe: *Katharina Sommer.*

Auf dem Post-it stand in Roberts schwungvoller, leicht zittriger Schrift:

*Liebe Cat,  
du hast dich mal wieder selbst übertroffen!  
Gratulation zur Veröffentlichung deines Bildes! Dein scharfes Profilauge findet immer das perfekte Detail in der Masse.  
Kommst du morgen zum Tee hoch? Robert*

Cat lächelte ob des übertriebenen Lobs ihres Nachbarn, aber sie freute sich auch, dass die Lokalredaktion ihr Foto genommen hatte. Als freie Fotografin gehörte das leider nicht zur Regel. Ihre selbstständige Arbeit lastete sie kaum aus, sodass sie zusätzlich in Teilzeit in einem Fotoladen in der Innenstadt arbeiten musste.

Cat legte die Zeitung weg und lauschte. Leise Klaviermusik tanzte langsam und schwermüdig aus Roberts Wohnung zu ihr herunter. Er legte wohl gerade eine seiner »kreativen Pausen« vom Schreiben ein. Heute klang sein Spiel schwer und melancholisch.

Cat zog Roberts Post-it ab und ging ins Wohnzimmer. An der Wand über einem Sideboard hing eine große Pinnwand mit einer Karte von China, in die Cat einige Stecknadeln gepinnt hatte. Un-

zählige Postkarten, Notizzettel und Zeitungsausschnitte rahmten die Karte ein. Sie klebte Roberts Notiz an eine freie Stelle am Rand und schrieb mit einem Stift auf den Rand um die Nachricht herum: *Januar/Februar in Mandschurei zum Eisfest!* Dann nahm sie eine neue Stecknadel und suchte den Ort Harbin auf der Karte, von dem sie heute Morgen beim Frühstück in ihrem Reiseführer gelesen hatte. Sie fand ihn und steckte die Nadel hinein. Auf einer kleinen Weltkarte daneben hatte sie zwischen Düsseldorf und Hongkong eine rote Schnur gespannt, auf der ein Flugzeug aus Papier angebracht war. Sie schob den Flieger ein kleines Stückchen weiter nach rechts, sodass er sich jetzt immerhin schon über dem Kaspischen Meer befand, aber immer noch weit entfernt von ihrem Ziel. Ein etwa maevegroßer, goldglänzender Buddha saß seitlich unter ihrer Pinnwand. Cat tätschelte seinen vom vielen Reiben schon blank polierten Bauch. »Bald, bald, bald«, raunte sie fest entschlossen. Sie warf sich in ihren abgewetzten Ohrensessel und schaltete den Fernseher ein, denn sie hatte heute noch gar keine Nachrichten mitbekommen. Während der Hochzeiten und aller anderen Fotoaufträge schaltete sie konsequent ihr Handy stumm und ignorierte alle Push-Benachrichtigungen. Jeder Job verdiente ihre volle Aufmerksamkeit. Auch die langweiligen.

Als sie durch die Programme zappte, stieß sie auf eine Szene, die ein gewaltiges, loderndes Feuer zeigte. Sie schaltete den Ton lauter und lauschte der angenehmen Stimme einer Reporterin, die von dem großen Waldbrand berichtete, der am Nachmittag die ganze Feuerwehr im Umkreis auf Trab gehalten hatte. Heute Nachmittag? Hier? Sie setzte sich kerzengerade auf. Wie hatte das so vollkommen an ihr vorbeigehen können? Wo sie doch auf der Hochzeit gegen alle Smartphone-Besitzer hatte anknipsen müssen, die sich die Dinger ständig vors Gesicht hielten.

Das Bild wechselte und zeigte eine Frau in mittleren Jahren, deren gepflegtes Äußeres und wachsame Augen zu ihrer Stimme passten. Im Hintergrund sah man die hektisch mit Löschschläuchen hantierenden Feuerwehrmänner.

»... des Ratinger Forstes größtenteils eingedämmt werden«, berichtete die Frau gerade. »Verletzt wurde bei einem der seit Jahren größten Waldbrände dieser Region ein Feuerwehrmann, der sich aus noch ungeklärten Beweggründen in das Inferno begeben hatte.«

Erneut ein Schnitt, und nun wurden Sanitäter gezeigt, die einen rußverschmierten Mann auf einer Trage festschnallten. Die Szene wurde nur ganz kurz eingebendet.

Cat runzelte die Stirn. Aus >ungeklärten Beweggründen<?

»Er liegt nun im örtlichen Krankenhaus und ist außer Lebensgefahr«, berichtete die Reporterin und schaltete zurück ins Studio. »Nun zum Wetter ...«

Cat schaltete den Fernseher aus.

*Mist! Das wären sensationelle Fotos geworden! Die hätte ich an die Zeitung verkaufen können.*

Rauchschwaden und Flammenzungen. Schwarze Silhouetten der Feuerwehrleute davor. Mit dem nüchternen Blick ihres inneren Auges inszenierte sie Motive und Stimmungsbilder, aber gegen die fest angestellten Pressefotografen in den ersten Reihen hätte sie sich vermutlich ohnehin nicht durchsetzen können. Trotzdem hätte sie gerne mit Lichteinfall und Feuerschein gearbeitet. Nur ihre Kamera zwischen sich und einem gefährlichen, spannenden Szenario. Ein alles verzehrender Waldbrand und ein mutiger Feuerwehrmann, der sich aus mysteriösen Gründen in Lebensgefahr begab. Ein roter Schemen im Rauch.

Ein erwartungsvolles Kribbeln erwachte seit Langem wieder in ihrem Bauch. Sie lehnte sich in das weiche Polster zurück und betrach-

tete ihre Pinnwand. Ihr großer Traum, China zu durchwandern und ihre Reise in Fotos festzuhalten. Eine Ausstellung. Ein Bildband. Besondere Motive, die aus der Masse herausstachen und doch das richtige, reale Leben mit all seinen Facetten einfingen.

Cat hörte Maeve im Schlafzimmer rumoren und fragte sich, ob nicht mal etwas passieren könnte. Etwas Spannendes, Magisches. Etwas, das ihr bewies, dass sich die Welt nicht einfach nur grau, routiniert und langweilig immer wieder um sich selbst drehte. Spannend im romantischen Sinn wie in ihren Büchern. Auf Corona-Pandemien, Naturkatastrophen, Kriege und andere vom Menschen erschaffene Gräuel konnte sie verzichten. Wo versteckte sich das Geheimnisvolle, Zwischenweltliche? Der Sinn hinter allem. Der Mensch mit seinem physischen Wahnsinn, das konnte doch nicht alles sein.

Das Bild des Feuerwehrmanns trat wieder vor ihr geistiges Auge, sein rußverschmiertes Gesicht. Hatten Mut oder Irrsinn ihn angetrieben?

Cat schlurfte ins Bad, band ihre schulterlangen, dunkelblonden Haare zu einem Zopf zusammen und putzte sich die Zähne. Die Müdigkeit blieb weiterhin aus.

Sie ging in den Flur und lauschte. Robert spielte nicht mehr.

Dann öffnete sie die Wohnungstür. Hier hörte sie das Plappern aus Frau Gerlings Fernseher eine Etage tiefer. Ihre Vermieterin konnte wohl auch noch nicht schlafen.

»Was sind wir doch für ein Haus voller Nachteulen«, flüsterte Cat Maeve zu und schloss ihre Wohnungstür von außen hinter sich. Sie schlich die Treppe hoch, damit die Holzstufen nicht knarzten. Dabei fühlte sie sich kribbelig wie ein Kind, das etwas Unartiges tat, denn bestimmt würde ihre altmodische Vermieterin nicht gutheißen, dass sie mitten in der Nacht zu ihrem um viele Jahre älteren Nachbarn hochschlich, zudem im Pyjama.

Sie klopfte an Roberts Tür, und tatsächlich öffnete er ihr in Schlafanzug und Bademantel. Das hieß aber nicht viel. An manchen Tagen zog sich Robert gar nicht erst an. Warum auch? Er ging niemals hinaus.

»Ich habe mich schon gefragt, wann du mich beehrst. Tee oder Kakao?« Er grinste, sodass tiefe Lachfältchen sein Gesicht zierten. Lediglich in seinem Bart zeigten sich noch letzte schwarze Strähnen. Sein Haar reichte ihm schlohweiß bis zu den Ohren. Ansonsten schien das Alter ihn wohlwollend zu übersehen.

»Letzteres.« Als Cat zu ihm hereinschlüpfte, umfing sie sofort der wohlige Geruch seiner Altherrenwohnung, durchzogen vom Duft vieler alter Bücher, von Tee und Ledermöbeln. Außerdem pflegte er seine Hände mehrmals täglich mit Lavendelhandcreme einzukrempeln, damit seine Haut das viele Waschen überstand, ohne sich abzuschälen. Dieser Tick wuchs im Schatten einer ausgeprägten Sozialphobie, wegen der Robert vor ein paar Jahren seinen Job als Banker hatte aufgeben müssen. Schweißausbrüche, unkontrolliertes Zittern und die Angst, morgens aufzustehen und sich dem Leben außerhalb seiner vier Wände zu stellen, machten Kundenkontakt schwierig.

Cat erinnerte sich an ihr erstes Treffen im Flur, als er über die Treppe in seine Wohnung gehuscht war, ohne sie zu grüßen. Damals hatten die Ärzte ihm einen Burnout diagnostiziert, später eine chronische Depression. Erst nach Monaten der Isolation war ihm selbst klar geworden, woran er litt. Immerhin eröffnete ihm das die Möglichkeit, sich ganz seiner Passion, dem Lesen und der Literatur, zu widmen.

»Kakao, kommt sofort. Ich wollte mir auch gerade einen Schlummertrunk bereiten.«

Sie ging schon vor ins Wohnzimmer. Roberts Wohnung glich ihrer in der Aufteilung, nur dass Schlafzimmer und Wohnzimmer einen

großen Raum bildeten und eine Treppe zu einer kleinen Empore unter dem Dach führte, wo sein Bett stand.

Cat umrundete Bücher- und Zeitungsstapel und kuschelte sich auf dem glänzenden Chesterfield-Sofa zusammen, auf dem eine blaue Wolldecke lag.

Robert reichte ihr kurz darauf den dampfenden Kakao und nahm ihr gegenüber an seinem Schreibtisch Platz. »Der Waldbrand?«

Sie nickte und nippte an ihrem Kakao. Er war noch zu heiß zum Trinken.

»Du musst unbedingt Fotos für mich machen.« Roberts durch den Mangel an Sonnenlicht stets blasse Wangen nahmen einen rosafarbenen Hauch an. Er hatte sich mit der Isolation seiner Wohnung und dem einsamen Leben eines Einsiedlers arrangiert, und Cat war seit der Corona-Pandemie der einzige menschliche Kontakt zur Außenwelt, den er in seiner Umgebung duldet. Selbst mit ihrer Vermieterin pflegte er nur eine schreiende Kommunikation durch den Hausflur.

»Hast du den Bericht gesehen? Über den Feuerwehrmann?« Er wartete ihre Antwort nicht ab. »Er will eine Frau in den Flammen gesehen haben. Er hatte eine Vision!«

»Vision? Woher weißt du das?«

»Ein alter Bekannter von mir arbeitet im Krankenhaus.«

Cat blies Dampf von ihrer Tasse. »Vielleicht ist er Alkoholiker und war betrunken.«

»Mag sein«, überlegte Robert laut. »Ist ja noch so ein junges Bürschchen in deinem Alter, aber ...« Er wühlte auf seinem Schreibtisch zwischen Heften und Broschüren, die er für seine aktuelle Arbeit benötigte. Cat wusste nicht genau, an welcher Art von Buch er gerade schrieb. Zumeist handelten sie von geschichtlichen Ereignissen, seltener von Kriminalgeschichten. Schließlich zog er ein kleines Buch hervor.

»Unser Wald wird mit vielen Geistererscheinungen in Verbindung gebracht. Es wimmelt darin geradezu vor ruhelosen Seelen. Wusstest du das?« Wieder wartete er nicht, bis Cat den Kopf schütteln konnte. »Seit dem Mittelalter ranken sich viele Sagen und Spukgeschichten um den Ratinger Forst. Und es trieb sich einiges Gesindel darin herum. Ich schreibe gerade eine geschichtliche Abhandlung darüber. Orte und ihre durch den Menschen hineinprojizierte magische Ausprägung im Mittelalter und ihre Auswirkungen auf die Neuzeit. Einstige Überlieferungen und was davon heute im Tagesgeschehen mitschwingt.«

»Klingt kompliziert.«

»Nein, gar nicht.« Robert lehnte sich zurück, und sein Ledersessel knarzte. »Dafür brauche ich aber neue Aufnahmen der heutigen Stadtansicht. Unsere Stadtmauer, die noch vorhandenen Türme und auch die Wasserburg und andere Örtlichkeiten. Ich mache dir eine Liste.«

Sie nahm einen Schluck Kakao. Roberts Stimme prasselte wie Landregen über sie hinweg und machte sie nun doch schlaftrig. Sein Monolog ging noch eine ganze Weile weiter, ohne dass sie gedanklich folgen konnte. Sie mochte es, wenn er sich so inbrünstig in ein Thema stürzte. Beim Fotografieren fühlte sie sich ähnlich. Die Jagd nach dem einzigartigen Motiv, das Spiel mit Belichtung und Perspektive ...

Sie freute sich auf diesen neuen Auftrag von ihm. Obwohl sie eine tiefe Freundschaft verband, gehörte Robert zu ihren Kunden. Er stand darauf, sie für die Fotoaufträge zu bezahlen, und sie konnte es sich nicht leisten, das abzulehnen.

Die plötzlich einsetzende Stille ließ Cat aufhorchen. Robert musterte sie mit erwartungsvoll erhobenen Augenbrauen.

»Wie bitte?«

»Ich meine echte Zauberei.«

»Was?«

»Der Alkohol hat sicher seinen Teil dazu beigetragen. Aber ich habe die These, dass der Glaube des Menschen an Geister und Sagen um eine tatsächlich existierende Örtlichkeit herum dieser wirklich einen magischen Hauch einzuflößen imstande ist. Dort können dann tatsächlich fantastische Vorkommnisse auftreten, die die Wissenschaft nicht zu erklären vermag. Also, machst du mit bei meinem Experiment?«

Cat schwang die Beine auf den Boden und nahm einen großen Schluck Kakao. Sie hatte wohl doch mehr verpasst als gedacht. »Na klar. Was soll ich denn machen? Fotos?«

Robert lächelte lauernd. Er hatte sie ertappt, machte ihr aber keine Vorwürfe, dass sie kurz weggenickt war.

»Wir werden testen, ob und wie Magie tatsächlich funktioniert. Wenn man davon ausgeht, dass Zauber wie Geschichten und Sagen einen wahren Kern besaßen und blumig ausgeschmückt und aufgebaut wurden, müssen wir einen Zauber nur wieder auf den wahren Kern reduzieren. Vielleicht wird er auch heute noch in einem neuen Gewand angewendet. Wir müssen also die alten mit den neuen Zaubern vergleichen und so die Basis ermitteln. Wirkliche Zauber des Mittelalters wurden mit der Zeit vom Firlefanz der damaligen Magier befreit und mit gängigem Firlefanz ausgeschmückt.«

»Verstehe ich nicht.«

Robert trommelte ungeduldig auf seine verkratzte Schreibtischplatte, deren zahlreiche Teetassenränder verschlungene Mandalas im Holz bildeten. »Früher zauberten Hexen und Alchemisten mit Fledermausgedärme, Blut und allerhand eigentümlichen Ingredienzien. Sie rieben sich mit zusammengestampftem Dung und Blut ein und dergleichen mehr. Heutzutage ist vor allem die Magie der Farben, Edelsteine und Kräuter bei modernen Wiccans gebräuchlich.«

»Modernen Wiccas?«

»Wicca ist eine naturreligiöse Bewegung. Eine moderne Hexenreligion«, erklärte Robert. »Wenn du dir heute einen Zauber anschaußt, sind sie in der Regel weit weniger herausfordernd für die Sinne, eher ästhetisch und spielerisch. Um den alten Kern haben sich neue Vorgehensweisen gelegt, die an die heutige Zeit angepasst wurden. Zum Beispiel wird das gleiche Kraut für einen ähnlich wirkenden Zauber genommen, aber statt des Hirns einer Kröte mischt man es mit dem flüssigen Wachs einer roten Kerze.«

»Ich soll aber keine Kröte sezieren, oder?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, nein. Aber du hast doch diesen Kollegen, der dir Scherereien macht. Im Fotoladen. Jens, oder?«

Sie verzog den Mund. »An den will ich jetzt echt nicht denken.«

Robert hob tadelnd den Zeigefinger. »Ich habe dir gleich gesagt, dass du mit Arbeitskollegen nichts anfangen sollst.«

»Ich habe mit ihm nichts angefangen«, versetzte sie. »Das ist ja das Problem.« Sie seufzte. Jens. Er arbeitete schon länger als sie in dem Fotoladen und entsprach genau ihrem Beuteschema. Ein blond gelockter Surfer-Typ, charmant und mit Schalk im Nacken. Am Anfang hatte sie seine Avancen genossen, die den Arbeitsalltag lustig und kurzweilig gestaltet hatten. Schließlich war sie tatsächlich mit ihm ausgegangen. Leider hatte sich Jens ohne die Ablenkung der Arbeit als langweilig und oberflächlich herausgestellt.

»Hätte ich geahnt, dass er mir wegen seines gekränkten Stolzes die Arbeit zur Hölle macht, wäre ich gar nicht erst knutschend mit ihm im Auto gelandet.« *Und hätte erkannt, dass er auch noch ein echt mieser Küsselfeind ist,* fügte sie gedanklich hinzu. »Soll ich etwa Jens sezieren?« Der Gedanke daran ließ sie boshaft grinsen.

Robert lachte. »Fangen wir klein an. Was hältst du von einem Zauber, der Glück und Wohlstand anzieht?«

Sie konnte ein Gähnen nicht unterdrücken. »Entschuldige. Was muss ich denn machen? Nackt durch den Garten tanzen?«

»Bring mich nicht auf Ideen.« Robert zwinkerte. »Nein, ich habe da tatsächlich schon einen konkreten alten Zauber in besagtem neuen Gewand. Du kaufst bitte ein Tütchen getrocknete Wacholderbeeren. Eine rote und eine grüne Kerze brauchst du, die habe ich schon hier. Außerdem musst du noch rote Waldbeeren sammeln, also von Ilex, Eberesche, was du findest. Hauptsache rot. Der Kernzauber ist das Ziehen eines magischen Kreises, bei dem du die Geister der vier Himmelsrichtungen anrufst. Ich schreibe dir auf, wie das geht. Dann entzündest du im Kreis die Kerzen und fädelst alle Beeren zu einer langen Kette auf. Die hängst du in deinem Zimmer auf, und das Glück, das du dir beim Fädeln wünschst, wird bei dir einziehen. Ganz einfach.«

»Ganz einfach.« Cat schüttelte den Kopf. »Und daran glaubst du?« Aber das Kribbeln in ihrem Bauch wurde intensiver.

»Ob wir beide daran glauben oder nicht, ist tatsächlich zweitranngig. Wir testen.« Robert tippte auf einen Stapel Bücher, der sich neben seinem Schreibtisch bis hoch zur Tischplatte auftürmte und unter der Berührung bedrohlich wackelte. »All die Überlieferungen und Sagen, die vermeintlichen Zaubersprüche und mystischen Bedeutungen von Hilfsmitteln, da muss ein wahrer Kern zu finden sein. Genau wie bei den Zaubertränken, die, reduziert auf die pflanzliche Substanz, tatsächlich etliche heute gebräuchliche Arzneimittel hervorbrachten.«

»Was hat das mit deinem neuen Buchprojekt über die Ratinger Sagen und Orte zu tun?«

Robert hob die buschigen Augenbrauen. »Alles!«

## KAPITEL 4

# LÜBECKER BUCHT, GEGENWART

So sehr sie sich auch anstrengte, der erlösende Schlaf kam nicht. Sie widerstand dem Drang, auf die Uhr zu schauen, und versuchte, Schäfchen zu zählen. Immerhin mochte sie die wolligen Wesen, die auf der nahen Deichweide zu grasen und zu blöken pflegten. In Melanies Gedanken sprangen sie aber nur verhalten begeistert über den Zaun, und ihre Köpfe wandten sich zur Seite, wo das Wäldchen begann, als witterten sie dort etwas Bedrohliches.

Melanie drehte sich auf den Rücken und starnte ins Dunkel. Die Unruhe lag ihr wie ein unangenehm wabernder Schleimklumpen im Magen, der sich aufblähte und wieder zusammenzog. Zu viele angestaute Gefühle, Ängste und unterdrückte Tränen für einen Tag. Sie fühlte sich gehetzt und bedroht. Aber wovon? Ihre Nerven waren überreizt und müde, sie wusste das. Trotzdem lag sie nun in ihrem Bett wie damals als kleines Mädchen, das Angst vor den nächtlichen Schatten hatte. Das nicht wagte, sich zu rühren, um in diesem Dunkel nichts auf sich aufmerksam zu machen.

Langsam und mit klammen Händen tastete sie unter ihrem dünnen Nachthemd nach dem warmen Stück Silber, das an einer kurzen Kette auf ihrer Brust ruhte. Als würde sie daraus Kraft schöpfen können, strich sie über die glatte Oberfläche des polierten Halbedelsteins, den das Silber einfasste. Sie empfand das gebänderte grüne Muster darauf in Gedanken nach.

Ein zuckender Blitz erhellte zwei Herzschläge lang Melanies Schlafzimmer, dicht gefolgt von einem Grollen, als würde eine ganze Horde riesiger Mühlsteine den Deich hinunterrollen. Sie zuckte zusammen und atmete dann erleichtert aus. Nur ein Gewitter. Sie gab sich einen Ruck und schaltete ihre Nachttischlampe ein, verbannte die Schatten aus dem Zimmer. Sie hatte am Abend schon die Wolkenberge gesehen, die vom Meer heraufgezogen waren.

Der kleine Wecker zeigte gerade drei Uhr morgens an.

Sie schlug die Bettdecke zurück und trat ans Fenster, als ein neuer Donnerschlag hinter einem grellen Blitz herjagte.

Dicke, runde Wassertropfen prasselten gegen die Scheibe des alten Flügelfensters und verschleierten die Sicht nach draußen. Dort tobte der Wind, der in seinem wilden Tanz Blätter und kleine Äste von den nahe wachsenden Bäumen riss und sie weit aufs Meer hinaustrieb. Das Wasser schäumte und brodelte wie in einem Kochtopf. Der Vollmond schimmerte als zerfetzter Farbklecks auf den Wogen. Eine Wolkendecke schob sich davor. Nur noch die kleine Lampe, die als Außenbeleuchtung die ganze Nacht über der Tür ihres Elternhauses brannte, bot eine Insel aus Licht in der sonst pechschwarzen Nacht. Melanies Zimmer lag direkt über dem Eingang, und so überblickte sie in dem matten Schein nicht nur den Kiesweg, der von der Asphaltstraße zu ihrem Haus führte, sondern auch ein Stück Deich und den Saum des Wäldchens, das ihr Haus umgab. Einem Impuls folgend, legte sie eine Hand auf die Scheibe, und die Kälte kroch ihren nackten Arm herauf.

Die Wolkendecke hatte sich fest geschlossen, und Dunkelheit bedeckte das Meer. Das Schwarz lag wie ein unbeweglicher Abgrund hinter dem Deich, aber Melanie konnte sich gut vorstellen, wie die Wellenbrecher die Gischt zerteilten, die dann blubbernd und schäumend auf dem Strand aufschlug.

Melanie fröstelte und zog die Hand zurück. Der kalte Schweiß lag noch immer auf ihrer Haut. Die Welt hinter ihrem Fenster kam ihr in dieser Nacht bedrohlich und seltsam vor. Normalerweise mochte sie Blitz und Donner, die die Nachtluft erbeben ließen, und den Regen, der in prallen Tropfen gegen ihre Scheibe schlug, doch heute Nacht wirkte das alles schauderhaft. Vielleicht lag es daran, dass sie nach so vielen Jahren wieder in ihrem alten Kinderzimmer schlief. Zum ersten Mal, ohne dass ihre Großmutter oder wenigstens ihre Mutter das Haus mit Leben füllten. Vielleicht lag es auch daran, dass sie ihre Tabletten nicht mehr nahm.

Ein weiterer Blitz zuckte über das Meer, und für einen kurzen Augenblick meinte sie, einen Schatten auf dem Deich zu sehen. Einen, der dort nicht hingehörte. Aber dann brach der Mond durch die Wolken, und die Täuschung verschwand. Ihre Hand tastete nach der dicken Gliederkette mit dem kleinen Vorhängeschloss, die auf dem Fensterbrett lag. Staub wucherte in dicken Flocken zwischen den Gliedern. Das Eisen lag kalt in ihren Händen und wog schwer. Es klickte, als sie es ein Stück hochhob. Mehr aus Routine, die aus den Tiefen ihres Unterbewusstseins heraufstrebte, denn aus Angst, wickelte sie die Kette um den Riegel des Fensters und legte das Schloss vor. Den kleinen Schlüssel ließ sie stecken.

Das Grollen des Donners wurde leiser, das Blitzen schwächer, als sie das Schlafzimmer verließ und die alte, mit Teppich ausgelegte Holztreppe ins Erdgeschoss hinunterstieg.

Sie ging in die Küche, wo sie das Licht einschaltete und sich eine heiße Milch mit Honig machen wollte, wie ihre Großmutter es immer getan hatte, wenn Melanie nicht schlafen konnte. Dann hatten sie hier zusammen am Küchentisch gesessen, mitten in der Nacht, und Oma Lisa hatte aus ihrem Leben erzählt, Melanie über ihre Probleme in der Schule und später in ihrem Berufsleben. Denn auch als

sie schon längst erwachsen gewesen war, hatten sie noch Albträume geplagt, die auch die Tabletten nicht völlig auslöschen konnten. Von den Träumen hatte sie Oma Lisa allerdings nichts erzählt. Nie. Sie blieben ihr dunkles Geheimnis, genauso wie ihre Psychiaterin.

Wenn sie in schlaflosen Nächten die Treppe hinuntergestiegen war, hatte sie Oma Lisa oft am Küchentisch sitzend vorgefunden. Völlig vertieft in eine Zeitschrift, mit einem Kugelschreiber bewaffnet, um das Preisrätsel zu lösen. Das lange, weiße Haar hatte ihr zerzaust und mit einem Band nachlässig aus dem Gesicht gebunden auf den Schultern geruht. Die wachsamen Augen hatten sanft aus ihren mit Falten umrahmten Höhlen geblickt. Damals.

Melanie verharrte einen Moment lang in der Küchentür. Jetzt erinnerte kaum noch etwas in dem chaotischen und vollgestopften Raum an Oma Lisa. Ihre Mutter hatte sich mit ihrem lauten und schrill-bunten Leben sogar hier ausgebreitet.

Sie holte Topf und Milch hervor und suchte lange nach dem Honig. Die Milch kochte schon gefährlich hoch, als sie ihn endlich zwischen Konservendosen weit hinten in einem Schrank fand. Königsberger Klopse. Unmengen davon. Melanie verzog angewidert das Gesicht.

Es roch angebrannt. Melanie schob den Topf von der Kochstelle, als Milchschaum am Topfrand herunterrann. Sie blinzelte Tränen aus den Augen. Das war nicht mehr die Küche ihrer Kindheit. Nichts schien mehr richtig. Schon lange nicht mehr. Sie seufzte, trat an den Küchentisch und zog einen Stuhl zurück, aber darauf lag ein Haufen Esoterikzeitschriften. Ausgerechnet auf diesem Stuhl? Sie gab dem Stapel einen Stoß, sodass er auf den Boden rutschte und die Magazine sich überall darauf verteilten, dann setzte sie sich auf den Platz, an dem ihre Großmutter immer gesessen hatte. Von hier aus konnte sie aus dem Fenster in den großen Garten blicken, der dunkel und sturmgepeitscht vor ihr lag.

Mit dem Tod ihrer Mutter war sie nun die Letzte ihrer Familie. Vielleicht. Mit der freien Hand berührte sie ihren Unterleib und streichelte darüber.

Die Scham erwachte, weil sie sich nicht sicher war, ob sie nur deshalb auf ein beginnendes Leben in ihrem Bauch hoffte, um nicht allein zu sein. Die Scham, kaum Trauer über den Tod ihrer Mutter zu empfinden, wog fast genauso schwer.

Melanie seufzte erneut und zog die Hand zurück. Sie fühlte nur Bedauern, keinen Verlust. Oma Lisa hatte die Mutterrolle übernommen, weil ihre Mutter zu sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen war. In den letzten Jahren hatten sie kaum miteinander gesprochen, warum sollte ihr Tod das Gefühl der Einsamkeit und Leere also verstärken? Und wollte sie die wirklich mit einem Baby ausfüllen?

Sie griff sich an die Hüfte, um das Handy aus ihrer Tasche zu ziehen, bemerkte aber, dass sie nur ein Nachthemd trug. Ihr Smartphone lag noch oben auf dem Nachttisch. Mist.

Aber um diese Zeit hätte sie Karsten ohnehin nicht anrufen können, und auf eine Nachricht würde er auch frühestens morgen antworten, wenn er seine Kinder zur Schule gebracht hatte und dann zur Arbeit fuhr.

Sie nahm einen Schluck des nur noch lauwarmen Gebräus und lauschte. Das Gewitter war fortgezogen, nur noch der Wind fuhr heulend ums Haus. Die Wolkenberge brachen auseinander und strebten langsam voneinander fort, um irgendwann ganz zu verschwinden, und gewährten ihr einen kurzen Blick auf den blassen Mond.

Statt der Kreuzworträtsel ihrer Oma lagen nun Esoterikzeitschriften und Bücher über Magie und Hexerei auf dem Tisch. Morgen würde sie alles einpacken und wegwerfen. Verschenken kam nicht infrage. Die Leute, die sie ihr ganzes Leben lang schief angeschaut

hatten, sollten nicht noch mehr über ihre wunderliche Familie herziehen können. Sich nicht auch noch bestätigt fühlen, dass ihre Mutter nicht mehr alle Tassen im Schrank gehabt hatte.

Als Melanie vor einigen Jahren als Jugendliche ausgezogen war, hatte sie versucht, das alles hinter sich zu lassen. Kein Haareschniden mehr nach dem Mond, keine auf Planetenstunden abgestimmte Arzttermine. Der groteske Glaube ihrer Mutter an Magie hatte darin gegipfelt, dass sie Melanies Lehrerin geraten hatte, einen Mathematiktest zu verschieben, weil die Mondphase ungünstige Voraussetzungen brachte. Einer von vielen Momenten, in denen die Scham so groß gewesen war, dass Melanie sich gewünscht hatte, unsichtbar zu sein. Damals war sie erst in der vierten Klasse gewesen, und alle hatten sich lustig gemacht, hatten Melanie ein »Hexenkind« genannt.

Verdammter Aberglaube! Von wegen »Mondmagie«. Wie stand in dem Gedicht von Alfred Lichtenstein noch geschrieben? *Der giftige Mond, die fette Nebelspinne.*

Melanie gähnte, ihre Gedanken schweiften ab. Für einen Moment glaubte sie, einen Baum zu sehen. Starr und mit knorrig verrenkten, kahlen Ästen, als wollte er nach dem Mond greifen, um ihn herunterzuziehen. Der Baum kam ihr bekannt vor, als hätte sie ihn schon einmal gesehen. Nur wuchs dort mitten im Gemüsebeet gar kein Baum. Sie blinzelte, und das Bild verschwand. Nur noch wogende Kräuter und Sträucher, an denen der Wind riss.

Sie stand auf und ging zur Spüle, um die Tasse hineinzustellen. Als sie das Messer auf der Arbeitsplatte liegen sah, stutzte sie. Es war das größte aus dem Messerblock, und Melanie hatte es noch nie benutzt. Sie versuchte, sich zu erinnern, ob die Klinge tags zuvor schon dort gelegen hatte und ihr zwischen all den Krügen und Tiegeln nur nicht aufgefallen war. Der Haushalt hatte ihre Mutter in ihren letzten Tagen wohl überfordert.

Wieder wogte der Schleimknoten auf, und eine Blase mit Scham platzte. Sie hätte ihre Mutter ins Krankenhaus fahren und sie unterstützen sollen. Sie hätte da sein müssen. Aber der Eingriff hätte reine Routine sein sollen. Wer hätte schon ahnen können, dass ihre Mutter aus der Narkose nicht mehr aufwachen würde.

Etwas klebte an der Klinge. Eine zähe Masse beschmutzte auch die Arbeitsplatte. Jetzt hatte sie keine Lust, sauberzumachen. Auf einen weiteren Tag würde es auch nicht ankommen. Sie verzog das Gesicht, streckte den Arm mit der Tasse nach der Spüle aus und erstarrte. Ein eiskalter Schauer lief ihr über das Rückgrat, glitt über ihre bloßen Füße und vereiste diese mit den Küchenfliesen. Der Löffel in der Tasse vibrierte und klickte gegen das Porzellan. Sie zog die zitternde Hand langsam zurück und schloss die Augen, um bis drei zu zählen. Ein ferner Donner grollte, als sie die Augen öffnete und kurz darauf die Tasse auf dem Boden zerschellte. Ihre Hand verharrte noch immer zitternd in der Luft, als die Scherben in alle Richtungen flogen und ihr auch über den Spann der Füße kratzten. »Geh weg!«, flüsterte sie, aber die bleiche Hand, die in der Spüle lag, tat ihr den Gefallen nicht und zeigte ihr im Licht der Deckenlampe jedes Detail. Die dreckigen, gelben Fingernägel der verrenkten Finger sahen aus wie die Beine einer verendeten großen Spinne, die statt des fetten Hinterleibs einen blutigen Stumpf besaß, aus dem Sehnen und Knochen herausragten. Geronnenes Blut quoll daraus hervor, und nun wusste Melanie auch, was an dem Messer und auf der Arbeitsplatte klebte.

Sie atmete tief durch. »Geh weg!«, verlangte sie mit Nachdruck und zwang sich, den Blick abzuwenden und stattdessen aus dem Fenster zu schauen, um ihrem Verstand die Chance zu geben, die Realität wiederherzustellen.

*Das ist nicht real, dachte sie. Da kann keine echte abgetrennte Hand in der Spüle liegen!*

Draußen vor dem Fenster bewegte sich etwas. Jemand stand davor und erwiderte Melanies Blick. Eine verschwommene Gestalt hinter der regennassen Scheibe. Sie biss sich auf die Lippen. Sie erkannte die Umrisse des Mannes. Sein Gesicht wirkte verschwommen, und das lag nicht an den Regentropfen, die von der Scheibe abperlten. Auch bei Sonnenschein waren seine Züge immer verwischt, als hätte jemand über das gemalte Bild eines Mannes gestrichen, als die Farben noch feucht gewesen waren.

Die Gestalt legte eine Hand auf die Fensterscheibe.

Melanie schrie, und endlich bewegten sich ihre Füße. Scherben schnitten in ihre Fußsohlen, als sie aus der Küche rannte, hinauf in ihr Zimmer. In ihr Bett, wo sie sich die Decke über den Kopf zog. So wie früher als Kind.